

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 37 (1933-1934)
Heft: 6

Artikel: Joggeli : die Geschichte einer Jugend [Fortsetzung]
Autor: Heer, Jak. Christoph
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665921>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Joggeli.

Die Geschichte einer Jugend von Jak. Christoph Heer.

Nachdruck verboten!

(Fortsetzung.)

Arbeit.

Die Eltern waren der Ansicht, ein Bube müsse die Hände brauchen und arbeiten lernen, besonders der Vater, der, von einem schönen Stolz auf seinen Beruf beseelt, stets mit Liebe und Wärme von der beglückenden und erhebenden Kraft der Arbeit sprach, und dessen Lebensspruch der war: „Ein Arbeiter soll so tüchtig sein, daß er seinem Herrn unentbehrlich ist. Dann ist er selbst ein Herr!“

Seit das Dreiblatt von Buben etwas größer geworden war, dehnte Christoph Sturm seinen Aufenthalt in fremden Ländern nicht mehr so lange aus wie denjenigen von Neapel. Allmählich ging seine Monteurstellung in die eines angesehenen Werkstättenchefs der blühenden heimatlichen Maschinenfabriken über, und er weilte häufig genug daheim, um sein machtvolles Wesen auf die Entwicklung der Buben, die er mit einem Blick seiner leuchtend blauen Augen beherrschte, zur Geltung zu bringen. Um Christoph Sturm war immer Leben, Bewegung; mit urwüchsiger Herzfröhlichkeit, mit nie erlahmendem Schwung war er auch neben seinem schweren Tagesberuf bei der Arbeit in Garten, Rebem, Acker und Wald, und liebte es, mit denen, die ihn dabei unterstützten, allerlei Gemütliches zu plaudern. Das waren bald Johannes, bald die drei Buben, denn der Vater hielt darauf, daß ihm die Knaben kleine Handreichungen leisteten oder ihm wenigstens bei seinem Fleiße zusahen.

Nun lernten sie ihn erst recht kennen!

Das Schönste, was der Tag an regelmäßigen Bildern bot, war die Mittagszeit, wenn der Vater eine Strecke vor den Arbeitern raschen Schrittes die Kanalstraße entlang aus den Werkstätten kam. Wenn er auftauchte, flogen die weißen Tauben, die wie die ausspähenden Buben auf ihn gewartet hatten, vom Hausgiebel, umflatterten ihn, daß er von weißen Flügeln ganz umgeben war, dann fütterte er das etwa dreißig Stück zählende Geflügel, sah ihm mit der eifrigen Freude eines Tierfreundes zu und wandte sich dann erst zum Mittagstisch. Dabei richtete er gern allerlei Fragen an die Knaben, wie es gehe und stehe, was jeder von ihnen getrieben habe, und erkannte bald den Zustand des einzelnen. Wildes Spiel und zer-

rissene Hosen verzieh er ihnen leicht; solange nichts vorkam, was auf Roheit oder niedrigen Sinn deutete, lächelte er zu ihren Streichen, litt er Scherz und Übermut wohl, gönnte er ihnen einen weiten Spielraum und überraschte sie, obgleich etwas Strenges in seinem Wesen lag, oft durch eine unerwartete Milde, und am glücklichsten über die Art und Weise, wie er die Buben leitete, war Frau Elisabeth, die sich nicht mehr mit der künstlichen Strenge wappnen mußte, die sie während der Abwesenheit des Vaters für ihre Mutterpflicht gehalten hatte. Seine Gegenwart belebte das alte Haus an der Krug ungemein. Des Kommens und Gehens von Leuten, besonders von jüngeren Monteuren, die sich in kleineren und größeren Angelegenheiten mit ihm zu besprechen wünschten, war kein Ende, und immer fand Christoph Sturm neben seiner reichen und vielfältigen Arbeit die Zeit, denen, die um Rat baten, aus der Fülle seiner Lebenserfahrung und Weltkenntnis Beistand zu leisten. Dazu übte die Familie, wie es einem Haus, das in sichtlichem Aufblühen begriffen ist, zukommt, reichliche Gastfreundschaft. Um den köstlichen Rotwein, den Frau Elisabeth pflanzte, um das Gedörrte, das Christoph Sturm aus dem Ramin niederschnitt, sammelte sich manche fröhliche Runde, namentlich auch von Männern, die sich über das Wohl der Gemeinde Krug und allerlei öffentliche Angelegenheiten berieten. Denn je länger desto mehr wurde Christoph Sturm in der über ihrer Industrie rasch wachsenden Gemeinde der Führer einer politischen Mittelpartei, der sein zündendes Wort bald gegen die verrosteten Ansichten eines niedergehenden Bauerntums, bald gegen die hochgespannten Ansprüche der jungen Arbeiterschaft erhob. Dabei zog er sich durch seine Wahrheits- und Klarheitsliebe, durch die Wucht seines Auftretens viele Feinde zu, scherte sich aber nicht stark um sie, sondern war an vaterländischen Festen ein zielsicherer Schütze und in geselligem Kreise ein froher Sänger, alles in allem ein Volksmann von echtestem Schrot und Korn, ein Feuerkopf und eine Feuerseele.

Sein Leiblied war:

Mein Häuschen steht im Grünen,
Den Freunden wohlbekannt,
Von Sonn' und Mond beschienen
Und Bäumchen an der Wand.

Ein liebes Weibchen waltet
Darin gar wunderfein,
So schön, so wohlgestaltet,
Ich muß ja glücklich sein.

Und um sie spielen Knaben
Und Mädchen zart und rein,
Das muß mein Herz erlaben,
Ich muß ja glücklich sein!

Das Lied war wie auf die Familie Sturm gedichtet, sie lebte an der Krug eine Idylle des häuslichen Glücks, des Blühens und Gedeihens, auch die „Mädchen zart und rein“, von denen der Vater sang, waren in das glückliche Heim getreten, dazu noch ein Knabe, so daß es ein älteres und ein jüngeres Dreiblatt von Geschwistern gab.

Die Sonntagvormittags-Spaziergänge mit dem Vater, der mit seinen Buben überaus kurzweilig und anregend plauderte, waren Joggeli eine der größten Freuden.

Der Mann, der die Woche hindurch rastlos schaffte, hatte am Sonntag wirklich etwas Sonntägliches, er richtete seine Gestalt, die sich bei der Arbeit oft ums Merken vornüberneigte, hoch auf, die Augen leuchteten noch kräftiger als sonst, und da er stets auf ein gediegenes Äußeres hielt, war er ein ungemein stattlicher Sonntagsgänger.

Selbst ein großer Natur- und Tierfreund, prüfte er Joggeli oft auf seine Kenntnisse aus dem Reich des Walblebens, und Schlag auf Schlag gab der Bube Antwort. „Der Buchfink ruft: ‚Bizi, wiliwilizi, zispensia,‘ und horch, Vater, Distelzeisige fliegen in den Tannenwipfeln über uns, sie sagen: ‚Pick pick, picknick, eia.‘“

Da lachte der Vater: „Wenn du schon keine Distel bist, Joggeli, so kennst du doch die Distelvögel.“

Sein Weggespräch war gewöhnlich ein Austausch von Gedanken über Dinge, die am Wege lagen, über Ereignisse aus dem Tagesleben, über Schule und Gemeinde, Sitten und Bräuche, über den Verkehr mit den Menschen, über Geld und Geldeswert, und für alles brachte er in freien, warmherzigen Gesprächen Beispiele aus der Fülle seiner Erfahrung. Seine Weise, sich das Leben zurechtzulegen, war keine kleinbürgerliche, sie spiegelte die weite Welt, die er gesehen hatte und war die eines praktischen Mannes; auf Nieder und Geschichten hielt er nicht viel, doch mochte er es leiden, wenn Joggeli ein „nicht zu überspanntes“ Gedicht vortrug. Und obwohl der Bube noch wenig menschenflug war, spürte er doch, wie sich die klare, an die Lebens-

unmittelbarkeit geknüpften Betrachtungsart des Vaters von der geheimnisreichen Weise unterschied, mit der die Großmutter die Erscheinungen der Welt und der Natur besprach, und das lichte, klare, allem Unsicheren, Verschwommenen und Dunkelfinnigen abgeneigte Wesen des Vaters tat dem von wirren Wallungen bedrängten Buben wohl.

Manchmal kam aber Joggeli auf den Spaziergängen mit dem Vater in Widerspruch, denn dieser liebte das Gerade, der Bube das Krumme, der Vater die schöngewachsenen Bäume, Joggeli die vom Wetter und Sturm zerzausten, blitzerschlagenen, jener die nützlichen Feldgewächse, dieser das schöne Unkraut, das ihnen Luft, Raum und Nahrung nahm, der Vater sah gern das Neue, Hübsche, Wohlgeordnete, Joggeli am liebsten geborstene Ruinen, Mühleröder, die nicht genug Schaufeln hatten, und die verwilderte Pracht einer Brandstätte, auf der nicht wieder ein Haus gebaut worden war.

„Du bist ein rechter Erzenter,“ sagte der Vater bei einer solchen Gelegenheit.

„Was ist das?“ fragte Joggeli.

„Nun, ein Rad,“ erwiderte Christoph Sturm, „das seine Achse nicht in der Mitte hat.“

„Vater“, jubelte Joggeli auf, „das gibt es ja an jeder Dampfmaschine, der Erzenter ist das wichtigste Rad, und ohne ihn würde die Fabrik still stehen.“

„Schau, was du für mechanische Kenntnisse hast,“ erwiderte Christoph Sturm wohlgefällig und zerdrückte ein Lächeln im Bart, „gewiß braucht es Erzenter, in der Industrie und im Leben, aber noch viel mehr rundlaufende Räder; jener hat man bald genug, und nur die stärksten Stücke taugen, die anderen kommen in den Abfall, grad wie die meisten Menschen, die sich für etwas Besonderes halten und sich nicht in das schlichte Räderwerk nützlicher Tätigkeit fügen wollen. Darum wäre es besser, du würdest trachten, kein Erzenter zu sein.“

Früh sollte das ältere Dreiblatt von Brüdern nach dem Vorbild des Vaters, der selber Arbeits- und Lebenslust in prächtigen Einklang brachte, die Hände rühren lernen, und jedem gab er neben der Schule eine Fertigkeitssaufgabe, die, wenn der Bube fleißig war, ihm noch einige Stunden freien Tummelns ließ. Besonders fiel ihnen die Verkleinerungsarbeit des Holzes zu, und die beiden jüngeren Brüder Heinrich und Emil waren bald geschickte kleine Werkleute, die der Ar-

heitsnachschau des Vaters ruhig entgegenblicken durften.

Joggeli aber, der Linkshänder! Das war zum Erbarmen!

Der Vater überraschte ihn, wie er die Werkzeuge links führte, und sah ihm einen Augenblick schweigend zu: „Jakob! Welche Hand erkämpft im Leben das Glück?“

„Die Rechte!“ stotterte der Bube purpurn vor Scham und wechselte das Werkzeug, war noch ungelenker in seiner Hantierung, und die lebendigen Augen halb voll Ärger, halb voll Mitleid, sagte der Vater, der eine bewundernswert geschickte leichte Hand führte: „Es ist ihm nicht zuzusehen!“ und wandte sich von ihm.

Joggeli brachte nie einen senkrechten, hübschen Schnitt zu stand, er sägte die Hölzer, als ob ihm jedes Gefühl für Maß und Ebenmaß fehle, ungleich lang ab, und wenn der Vater das Arbeitshäuflein seines Ältesten betrachtete, so sagte er: „Das gibt nie eine ordentliche Scheiterbeige. Wie willst du auch einmal ein Mechaniker werden, der alles wasser- und senkrecht stellt und auf einen Zehntelmillimeter genau feilt.“

„Auf einen Zehntelmillimeter genau feilen,“ das klang Joggeli wie aus einem Märchenland, in das er nie gelangen würde, und da der durchdringende Blick des Vaters eine Antwort verlangte, Joggeli aber auch nicht zu sagen wagte: „Ich will ja gar kein Mechaniker, sondern nach dem Wort des Samenmanns ein Liederdichter und Geschichtenschreiber werden,“ so versetzte der Bube: „Vater, es kommt ja gar nicht drauf an, wie lang die Hölzer sind; wenn man sie in den Herd schiebt, brennen sie doch.“

Da konnte sich der Vater eines ingrimmigen Lachens über den Einfall seines Ältesten nicht erwehren, ging zu den Jüngeren und lobte sie über ihre akkurate Arbeit.

Beim Sägen klangen Joggeli die Lieder der Großmutter durch den Kopf, und die Frage, ob wohl jeder Mensch sein Brot schon mit Tränen gegessen habe, bewegte ihn tiefer als die, warum wohl der Schnitt seiner Hölzer krumm gerate. Er betrachtete Männer und Frauen mit prüfendem Blick, ob sie wohl schon die Nächte lang auf ihren Betten weinend gegessen haben, erstaunte, daß auch Erwachsene von Herzen fröhlich seien, und dachte mit einer stillen Entrüstung: Wie die Menschen sich doch verstellen können!

Einmal kam, wie er es oft tat, ein Großonkel, ein alter Weinhändler, den Joggeli wegen seines gemütreichen Humors sehr liebte, zu Besuch, und

Frau Elisabeth, die in der Küche zu tun hatte, stellte ihm einen kleinen Imbiß hin. Der Knabe war allein mit dem hochgewachsenen Manne, der von einem Schlaganfall her beständig mit der einen Hand zitterte und nun mit seinen ausdrucksvollen Augen tiefsinnig ins Glas starrte und träumerisch vor sich hin murmelte. Joggeli ahnte, wie vieles und Schweres über den alten Mann gegangen sei, er faßte sich ein Herz und fragte zutraulich: „Vetter Stöffli, hast du das Brot auch schon mit Tränen gegessen?“

Da hob der Alte seinen wuchtigen Kopf mit einem wehmütigen Lächeln, schaute Joggeli groß, doch nicht einmal verwundert an und antwortete tiefbedächtig: „Allerwegen, Bub, allerwegen habe ich mein Brot schon mit Tränen gegessen. Mir ist gar vieles schief geraten. Ich glaube, wenn ich Gutmacher geworden wäre, so kämen die Leute ohne Köpfe auf die Welt, und ich hätte nichts zu verdienen. Und ich war doch ein so gescheites Joggeli wie du bist und muß in meinen alten Tagen noch den kleinen nichtsnutzigen Handel treiben!“

Unter den buschigen Brauen bligte es schweremütig hervor.

Endlich einer, der die Wahrheit gesteht, überlegte sich Joggeli beim Holzsägen, das Lied raufte ihm aus dem Klang des Eisens entgegen, und während sein Schnitt windschief ging, ahnte er merkwürdige, geheimnisvolle Schicksale, und oft bereiteten ihm die Lieder ein trauriges Herz.

„Was stöhnst du auch so, Joggeli,“ fragte sein treuer Schlafkamerad Johannes in der Nacht.

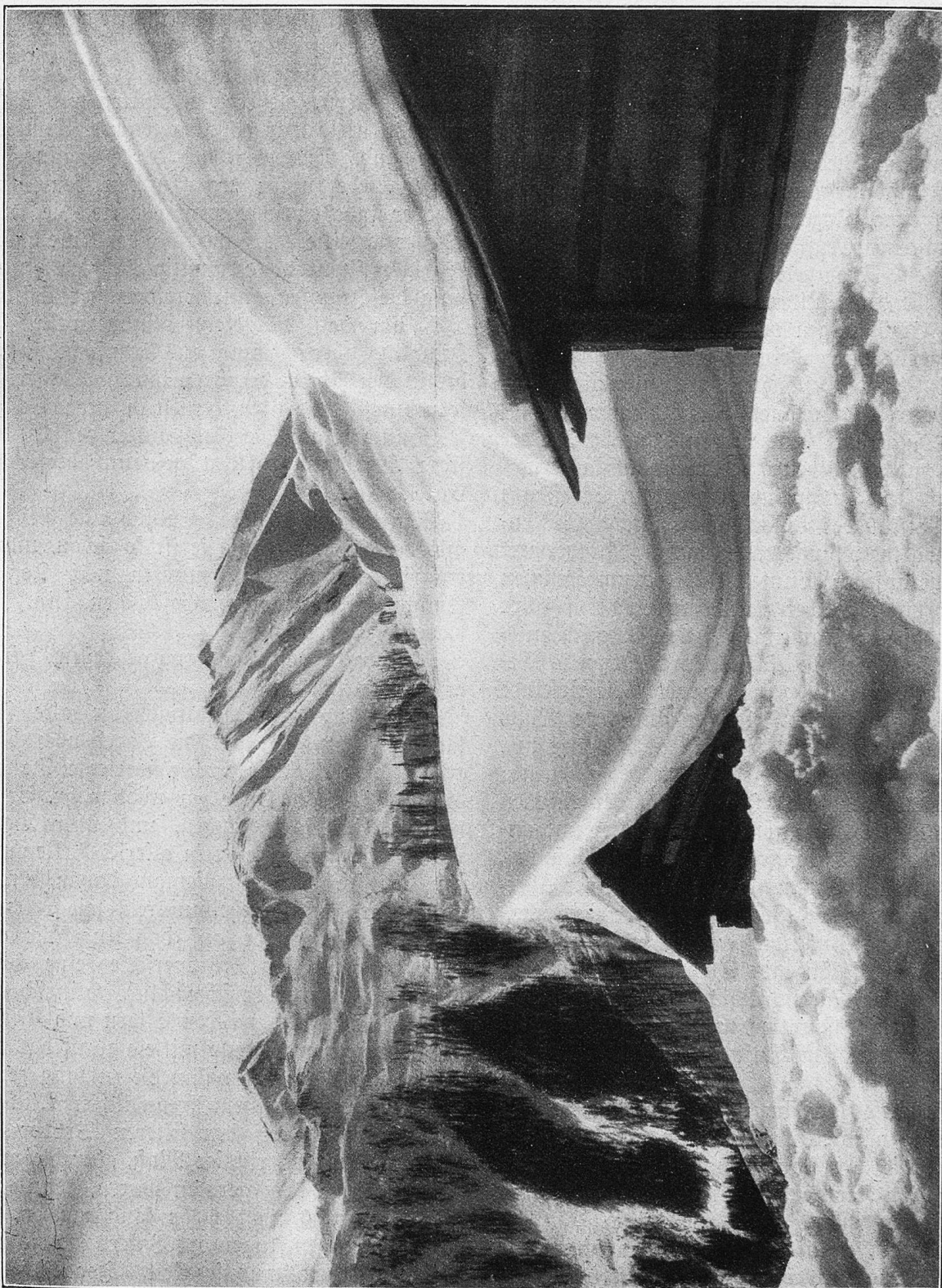
„O Johannes“, erwiderte Joggeli aus voller Brust, „du hast mich das schöne Lied gelehrt:

Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
Da waren Kisten und Kasten schwer,
Als ich wiederkam, als ich wiederkam,
War alles leer!“

und nun muß ich immer denken, warum man wohl Kisten und Kasten in das schöne Lied hineingesetzt hat.“ In seinem sinnenden Wachen sah Joggeli Kisten und Kasten in ihrer ganzen Hölzernheit, ihm war, als türmten sie sich auf seinem Bett.

Johannes aber lachte: „Und ich habe schon von meinen herrlichen Selfaktors geträumt und eben einen Maschinenkopf montiert.“

Da beneidete Joggeli seinen Ziehbruder um den glücklichen Schlummer. Durch seine Seele ging ein schweres Etwas. Wie wird man Lieder-



Winterlandschaft.

Phot. S. Feuerstein. Schulz-Sarapb.

dichter und Geschichtenschreiber? Muß man sich zuerst wie der blinde Harfner bei Bruder Schmerz und Schwester Herzeleid die Augen ausweinen, oder gibt es einen angenehmeren Weg? Dann und wann trollte er sich von der Krug an die große Landstraße des Dorfes und spähte, ob nicht, von seinem wunderschönen Kind geführt, der blinde Harfner des Weges wandere und Lieder singe. Es kamen aber von edler Kunst nur Bären- und Kamelführer, Dodelsackpfeifer, Orgelmänner und am Samstag drei fahrende Musikanten nach Krug, die auf zerbeulten Trompeten vor den Häusern der Wohlhabenden spielten.

Die Erzählungen des Samenmannes hatten in Joggelis Augen einen großen Fehler. Die sonst so schönen Geschichten hatten sich alle in ferneren Gegenden ereignet. Geschehen erzählenswerte Dinge überhaupt nur in Schwaben, in der Pfalz und am Rheine, warum nicht in Krug? Warum steht das schöne Münster in Straßburg und nicht in der benachbarten Stadt Wülfsenberg, wo man hingehen und das Wunderwerk der Uhr ansehen könnte? Und warum kommen die gedruckten Bücher aus Schwaben? Ein stiller Neid, daß der Samenmann eine so geschehnisreiche Heimat habe, schlich durch Joggelis Gemüt, an der seinen gefiel ihm wohl die rieselnde Krug, das blühende Feld, der flüsternde Wald, doch das waren keine Geschichten, das war nur schönes Schweigen.

Einmal aber stand Joggeli auf der eichenen Brücke und schaute mit der Großmutter und anderen Leuten auf den sonst so zahmen Fluß, der, wie es dann und wann geschah, eine seiner Überschwemmungen veranstaltete, die stets ein Jubelspiel für das Bubenherz waren. Der gelb und schlammig aufglänzende Strom trieb die mannigfaltigsten Dinge mit sich, und Joggeli rief: „Sieh dort, Großmutter, mitten unter den Lannen tanzt eine Waschkufe auf den Wellen. Wie lustig!“

„Die arme Frau im Waldgebirge, die sie verloren hat, wird es schon nicht so lustig finden,“ versetzte die alte Bäuerin und wandte sich zum Gehen. Da flog plötzlich ein Leuchten über ihre verwitterten Züge.

„Joggeli“, erzählte sie, „schau, in alter Zeit hat die Krug auch einmal so gewütet, und zwischen dem entwurzelten Holz kam eine Waschkufe auf dem Strom gefahren. Darin aber schwamm ein graises Mütterlein. Das rang die Hände und rief: ‚Um Gottes willen hol mich aus

der Flut.‘ Am Ufer stand ein schöner Jüngling und lachte: ‚Altes Weib, fahr zu, dich hol ich nimmermehr!‘ Da geschah's vor seinen Augen. Das zerschrumpfte Mütterlein wurde die schönste Jungfrau unter Gottes Sonne, Haare so blond wie der Tag wallten ihr über die nackten Schultern, die Augen blickten wie Lichter, und ihr Kleid war ein strahlendes Königstochtergewand. Nun warf sich der Jüngling, von heißer Liebe zu ihr ergriffen, in den Strom. Wie er indessen schwamm, ruderte, die wilden Wasser zerteilte, die Hand nach der Kufe hob, erreichte er sie nicht. Wehmütig Abschied winkend, sang die Jungfrau mit wunderfüßer Stimme: ‚Ich bin das Mägdlein Nimmermehr.‘ Der Jüngling aber schwamm aus Sehnsucht nach ihr bis in den Rhein, da zogen ihn die Wasserjungfern hinab und halten ihn fest in ihrem Schloß.“

Sonnig ermaß die Großmutter den Eindruck ihrer Erzählung auf den gespannt lauschenden Enkel.

Sein Gesicht strahlte. Endlich eine Geschichte aus der Heimat. Und sie ist so schön und so traurig. Denn traurig mußten nach Joggelis Ansicht die Lieder und Geschichten sein, sonst waren sie nicht schön.

„Und das ist auf der Krug geschehen?“ fragte er nachdenklich.

„Auf der Krug“, bestätigte die alte Frau lächelnd, „zur Zeit, als die Vögel noch haben reden können.“ Joggeli aber überlegte. Dann ist die Geschichte am Ende gar nicht wahr. Er ließ verwirrt den Kopf hängen, und über Liedern und Geschichten lebte er in allerlei Beklemmungen, doch sprach er mit niemand davon, denn, so glaubte er, sie sind geheimnisreich wie Beten.

Darüber schnitt er auf das Ungefähr einer nicht zu bessernden Träumerseele seine Hölzer lang und kurz. Der schwächliche Heinrich, dem die süße Eintracht zwischen Eltern und Kindern das Höchste war, schaute mitleidig auf das Hölzerhäuflein Joggelis, nahm die zu lang geratenen Stücke mit einem freundlichen Blick der Entschuldigung auf den älteren Bruder und kürzte sie auf das richtige Maß, aber diejenigen Klöße, die zu kurz geraten waren, konnte alle Güte Heinrichs nicht mehr lang machen, und vor den strengen Augen des Vaters lag die grenzenlose Arbeitsunachtsamkeit Joggelis wie schlechter Willen.

Untüchtigkeit und schlechter Willen hatten aber mit dem Vater böses Rirschen essen.

Da mußte Frau Elisabeth oft mit dem gan-

zen Einsatz der Mutterliebe und weiblicher Tapferkeit ihren Schild über das schuldige Haupt Joggelis erheben, und sie war darin eine überaus kluge und gewandte Anwältin seiner Jugend- und Herzensrechte.

Einmal aber sollte mit ihm wegen seiner Arbeitslässigkeit doch scharf gerechnet werden.

Schweigsam saß der sonst gern plaudernde Vater beim Mittagstisch, und in seinen blauen Augen blitzte kommendes Unheil. Die Buben wußten nicht wohin schauen. Nun legte er das Eßgeschirr auf die Seite. „Joggeli!“ tönte sein Wort wie ein Hammerschlag. Der furchtsame Heinrich zitterte für seinen Bruder, und Emil schlich sich zur Türe.

„Aber nur milde, nicht wahr, Christoph,“ bat die Mutter mit errötenden Wangen.

„Willst du mir auch schon wieder drein sprechen“, growlte der Vater, „ich rechne jetzt mit Joggeli!“

Die Mutter aber unterbrach die drohend warm werdende Rede des Grollenden stets wieder mit Zwischenbemerkungen und Fragen.

„Was ist denn das, du kleine Wespe?“ und in seinem Eifer merkte der Vater nicht, mit welcher List die sanfte, stille Frau den Blitz von Joggeli abwandte, ehe er einschlug.

„Ich meine nur“, versetzte Frau Elisabeth gelassen, „daß eine Mutter vom Herzen ihres Buben grad so viel versteht wie der Vater, nein, gewiß eher mehr.“

Dieses „eher mehr“ reizte; eine Plänkelei darüber, wer in Erziehungsfragen bewanderter sei, entstand zwischen Christoph und Elisabeth Sturm, die Mutter hatte ihr erstes Ziel erreicht, der Vater wetterte, von ihr dazu gestachelt, gegen sie selber. „Wo nimmst du nur die Redlichkeit her, mir fortwährend zu widersprechen, ich bin denn doch schon mit anderen Leuten fertig geworden als mit dir.“

„Ja, wenn dich jedermann fürchten würde, du bistiger, wilder Christoph, du, so fürchtet dich doch deine kleine Frau nicht, kein bißchen.“

Die mutig und anmutig zugleich vorgebrachten Worte der zarten Frau übten auf den gewaltigen Mann eine komische Wirkung. Ein Lächeln bebte durch seinen großen Bart, und im Tone des abziehenden Gewitters growlte er: „Bist du eigentlich die Störchin von Luzern?“

„Was ist denn mit der?“ fragte Frau Elisabeth.

„Sie hat, als der Blitz in den Turm schlug, als er brannte, die Flügel über die Jungen ge-

breitet und ist so in den Flammen zu Grunde gegangen.“

„Wenn es sein müßte,“ erwiderte Frau Elisabeth mit schlichter Selbstverständlichkeit, „so würde ich für jedes meiner Kinder die Störchin sein, die sich verbrennen läßt.“

Das überwältigte den starken Mann. „Joggeli“, sagte er, „du hast eine gute Mutter, bete, daß sie dir lange erhalten bleibe.“ Und um seine tiefe Bewegung und eine Träne, die sich ihm vor Rührung ins Auge stahl, zu verbergen, nahm er eiligst den Hut und ging den Geschäftsweg. Nach hundert Schritten aber kehrte er um, kam zurück ins Haus, umschlang und küßte Frau Elisabeth, die es mit dem Rufe wehren wollte: „Joggeli sieht’s ja.“

Wie sie aber mit ihrem Sorgenbuben einsam war, da fragte sie trauer- und kummervoll: „Du armer Joggeli, warum kannst du denn nicht arbeiten wie deine Brüder? Was für ein Tor tut dir wohl der Herrgott einmal auf, daß du dein Brot verdienen kannst?“ Forschend und wehmütvoll ruhten ihre warmen Augen auf dem Kopfhänger.

Joggeli aber blieb der unbrauchbare Träumer, dessen Pfluscherwerke von Arbeit dem Vater in den Augen und in der Seele weh taten, doch mochte selbst Christoph Sturm seinem Ältesten nicht von Herzen gram sein. „Er hat etwas Trostreiches im Blick,“ beruhigte er sich, und gute Nachrichten aus der Schule erfreuten und versöhnten.

Der Vater duldete es stillschweigend, daß der Bube, mit dem nichts anzufangen war, neben der Schule reichlich müßig ging. Ein glücklicher kleiner Rauz, strich Joggeli durch Feld und Wald und war von der Ungeschicklichkeit seiner Hände so überzeugt, daß er sich, wenn er unter Kameraden war, die Weidenpfeifen an den Ufern der Krug von anderen drehen und schnitzen ließ. „Wer macht mir eine Pfeife“, fragte er, „ich erzähle ihm dafür eine Geschichte,“ und oft trieb er mit den Erzählungen einen geschickten Handel, denn waren die Knaben seiner Umgebung etwas rauh, so doch nicht alle so boshaft wie jene, die ihn geschlagen hatten, sondern gutmütig genug, ihm für seine Geschichten allerlei Arbeit abzunehmen. Besonders die großen, häufig wiederkehrenden Überschwemmungen der Krug verursachten unendliche Mühe, die auch die Brüder Sturm beschäftigte. Das eine Mal mußte der Ries, mit dem die Gärten bedeckt worden waren, fort-, das andere Mal Erde zu-

geführt werden, um den weggerissenen Grund zu ersetzen. Dann ließ Toggeli die Kameraden für sich Erdarbeiter sein und sagte zum Ende: „So, jetzt kommt dafür die schöne Geschichte von Rannitverstan in Holland.“

Und obgleich er den Eltern durch seinen Müßiggang viel Verdruß bereitete, schmückten sie seine Jugend mit vielen Freuden.

Eines Tages durfte er sie in die schöne Hauptstadt der Heimat begleiten. Er bewunderte die Schwäne, die wie Königinnen über die klare Stromflut zogen, besonders aber fesselte ihn ein Giebelhaus auf altertümlichem Platze. Da stand nämlich an der Front in goldenen großen Buchstaben der gleiche Name, den er untenhin klein und schwarz auf dem Titelblatt seines Schul-

büchleins gedruckt gesehen, und im Erdgeschoß der Buchdruckerei war eine Buchhandlung. Selbstvergessen blieb er über der freudigen Entdeckung, daß nicht nur im Schwabenland, sondern auch in der Heimat Bücher gedruckt werden, stehen und vergaß die Eltern, die plaudernd weiter schritten. Wenn in der Heimat Bücher gedruckt werden, so muß es darin auch Geschichten geben. Da überraschte ihn das Wort: „Schau, da steht ja der Schlingel!“ Die Eltern hatten ihn schon eine Weile gesucht. Toggeli aber mußte später von der Stadt nicht viel zu erzählen, er sprach nur von dem Giebelhaus, in dem sein Schulbüchlein gedruckt worden war.

Nieder und Geschichten und kein Ende!

(Fortsetzung folgt.)

Weihnachtslegende.

Christkind kam in den Winterwald,
der Schnee war weiß, der Schnee war kalt.
Doch als das heil'ge Kind erschien,
fieng's an im Winterwald zu blühn.

Christkindlein trat zum Apfelbaum,
erweckt ihn aus dem Wintertraum —
„Schenk Äpfel süß, schenk Äpfel zart,
schenk Äpfel mir von aller Art!“

Der Apfelbaum, er rüttelt sich,
der Apfelbaum, er schüttelt sich.
Da regnet's Äpfel ringsumher;
Christkindleins Taschen wurden schwer.

Die süßen Früchte alle nahm's,
und also zu den Menschen kam's.
Nun, holde Mäulchen, kommt, verzehrt,
was euch Christkindlein hat beschert!

Ernst von Wildenbruch.

Der leere Stuhl.

Eine schottische Weihnachtserzählung von Hans Traugott.

Am 25. Dezember des Jahres 1805 wollte es überhaupt nicht Tag werden im Grenzhofe, dem steinernen alten Bauernhause, das mit seinen langgezogenen niedrigen Stallungen wie eine Festung in dem tiefen wilden Tale eingebettet lag.

Hier sollte heute nicht bloß die Geburt des Christkindes, sondern auch die des ältesten von zehn blühenden Sprossen gefeiert werden, der sein neunzehntes Jahr vollendete. Das Doppelfest war seit je der fröhlichste Tag im Jahr für das Haus gewesen, und schon auf Mittag pflegten sich liebe Gäste aus der Umgegend einzufinden.

Aber heute war diesen kein weihnachtlich ansprechender Weg beschieden. Seit Wochen hatte es geschneit und geschneit, und die letzte Nacht war Tauwetter eingetreten; eine graue Wolke lagerte tief über den Bergen, Dunkel verbreitend und unausgesetzt feinen Regen hernieder sendend. Der Wind schnob pfeifend und heulend an den Abhängen und Höhlen des zerklüfteten

Gebirges entlang; von den Höhen löste sich eine weiche Lawine nach der andern, um dumpf dröhnend in den Talgrund zu fallen. Die dessen Mitte durchtosenden, hochgehenden Fluten des Bergbaches erhöhten noch das Grauen dieser Weihnachtslandschaft.

Um so behaglicher winkte den Nahenden der Rauch, der aus dem Schornstein des Grenzhofes trotz allem Unwetter ringsum gen Himmel stieg. Waktete doch Frau Elliot geschäftig in der Küche, um ein festliches Mal zu bereiten und alle die Erwartungsvollen, klein und groß, mit dem Besten zu erfreuen, was sie bieten konnte.

Die wohnliche Stube prangte bereits im Feierschmuck; zwar nicht von Tannen, sondern von frischgrünen Misteln und hellglimmernden Beeren. Ein loderndes Feuer prasselte im Kamin und bestrahlte lauter glückliche Gesichter. Je unfreundlicher es draußen blies, desto wärmer schloß man sich an diesem Mittelpunkt des Hauses zusammen.